

Bibeldeutsch und Bürodeutsch [Schluss]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **5 (1921)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat.

Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küssnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küssnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Verstandstelle: Küssnacht (Zürich).

Druck: G. Iseli, Bern.

Geschäftliches.

Da unser Mitgliederverzeichnis neu gedruckt wird, ersuchen wir nochmals dringend, uns Wohnorts- und andere Änderungen der Anschrift sofort mitzuteilen, da das allerlei Mühe und Ärger erspart.

Geschäftsstelle Küssnacht.

Bibeldeutsch und Bürodeutsch.

(Schluß.)

„.... Und es war finster auf der Tiefe“ — nein, „es muß“ heißen: „... und war es finster...“. Aus dem Amts-, Geschäfts- und Vereinsstil gehören hierher Fälle wie: „Hierdurch beehre ich mich, Ihnen ergebenst anzuzeigen, daß, und hoffe ich“, „Die Wichtigkeit dieser Traktanden veranlassen (!) uns und rechnen wir“ usw. Dagegen gehören natürlich nicht hierher jene Fälle, wo der Satz mit einer Umstandsbestimmung beginnt. Es heißt: „Ich habe heute, ich habe hier, ich habe so, ich habe deshalb“ aber: „heute habe ich, hier habe ich, so habe ich, deshalb habe ich“. Das Wörtchen „und“ ist aber kein Umstandswort, sondern ein Bindewort und hat keine Wirkung auf die Wortstellung. Es muß also heißen „und ich habe....“ und nicht „und habe ich....“.

Ueber diese sogenannte Inversion, d. h. Umstellung nach „und“ ist schon ungeheuer viel geschrieben worden. Wustmann hat sie den größten Greuel genannt, der unsere Sprache verunstalte, sie erzeuge dem sprachführenden Menschen Brechreiz. Engel findet zwar, es gebe viel ärgere Verstöße gegen Richtigkeit und Schönheit der Sprache, aber auch er ist dafür, daß sie „mit Stumpf und Stiel ausgerottet“ werde. Auf der andern Seite meint Professor Tappolet bloß: „Das eine ist mehr Geschäftsstil, das andere Schriftstellerdeutsch. Je nach Vorliebe (!) für das eine oder das andere wird man die Inversion gebrauchen oder nicht. In diesem Sinne würde ich z. B. auch die Inversion in einem Schüleraufsatz korrigieren, nicht als Verstoß gegen die Grammatik oder gar gegen die Logik, sondern als ungeschickte Stilvermengung.“

Dieses Beispiel ist ungemein tiefsinnig gewählt. Warum paßt denn die Inversion nicht in einen Schüleraufsatz? — „Weil ein Schüleraufsatz kein Geschäftsbrief ist!“ Was ist denn ein Schüleraufsatz? Eigentlich nichts, d. h. nichts von selbständigem Werte, sondern eine

Uebung, ein Bildungsmittel, aber nur ein Bildungsmittel, und weil der gebildete Mensch, auch Herr Professor Tappolet, keine Inversion macht (oder macht er sie vielleicht in geschäftlichen Schreiben und bloß in der Schriftstellerei nicht?), muß man sie dem Schüler anstreichen; denn man will ihm doch eine Vorliebe für den Stil der „Schriftstellerei“ beibringen. Dieser selbe Sprachgelehrte und Sprachlehrer aber, der „je nach Vorliebe“ den Geschäftsstil oder das Schriftstellerdeutsch duldet, sagt ein paar Seiten später, zwar ganz mit Recht, aber gegen seine eigene Logik: „Wir haben unbefangener und angenehmere Lehrer zur Vermeidung unserer Sprachdummheiten als den Grammatiker Wustmann, ich meine unsere besten Schriftsteller in allen Gauen deutscher Zunge.“ Da nun aber diese unsere besten Schriftsteller die Umstellung nach „und“ nicht pflegen (Lessing gar nicht, Goethe und Schiller nur in ganz vereinzelt Fällen; Goethe hat mit 17 Jahren seiner Schwester ausdrücklich davon abgeraten), so wird man das nicht bloß der „Vorliebe“ überlassen, sondern mehr oder weniger deutlich sagen dürfen, was gut und was schlecht sei. Man braucht ja dabei nicht gar so deutlich zu werden wie Wustmann, die Tatsache ist doch erfreulich, daß er gerade in diesem Punkte Erfolg gehabt hat wie sonst vielleicht nicht oft. Noch in der Auflage von 1903, die mir vorliegt, hält er es für nötig, jenen (nach Tappolet) „unanständigen“ Ausdruck („Brechreiz!“) zu brauchen, aber 1911 konnte Engel, der ja auch nicht gerade zimperlich ist, schon ganz getrost erklären, daß „gebildete Kaufleute schon nicht mehr so schreiben“. Nach ein paar fröhlichen Beispielen schließt er: „Hoffentlich sind dem Leser diese getreu dem Leben entnommenen Sätze gebührend lächerlich erschienen. Nicht nur, weil er sich durch die Inversion nach „und“ gleicher Lächerlichkeit aussetzt, sondern weil sie dank den erfolgreichen Warnungen der Lehrer und der Sprachhilfsbücher jetzt geradezu eines der Kennzeichen sprachlicher Unbildung geworden, nehme sich der Leser vor, sie unter keinen Umständen mehr zu setzen. Zu streiten gibt es hier nichts mehr.“

In der Tat berichtet Hugentobler auf Grund seiner Studien in den Jahrgängen 1912 und 1913 des „Bundesblattes der Schweizerischen Eidgenossenschaft“, daß diese Umstellung, entgegen den Behauptungen in den meisten Stilbüchern, in der Amtssprache nicht mehr häufig sei. „Wir stünden also hier vor der Tatsache, daß ein wesentliches Stilmittel der Kanzleisprache im Laufe der Zeit, wohl infolge fortgesetzter Kritik, zum Teil beseitigt worden wäre. Die tägliche Beobachtung lehrt, daß die Zei-

tungssprache vereinzelt, die Kaufmannssprache aber noch häufig Inversionen aufweist.“ Es ist dem Verfasser der „Schweizerdeutschen Amtssprache“ sogar aufgefallen, daß in Satzverbindungen häufig ein „es“ als „vorläufiges Subjekt“ eingeschoben wird, wenn dem Schreiber die Nachstellung des eigentlichen Satzgegenstandes tunlich erschien: „Die amtlichen Sendungen sind portofrei, und es sind die Pakete (statt: und die Pakete sind) auch von der Bestellgebühr befreit.“ In einem solchen Fall würden wohl die meisten Kaufleute das „es“ noch weglassen, ja, sie würden bei gleichbleibendem Satzgegenstand sogar ein völlig überflüssiges „derselbe“ einschieben, damit es „echt kaufmännisch“ klinge: „Die erste Lieferung ist soeben erschienen und liegt dieselbe in allen Buchhandlungen zur Einsicht auf.“

„Echt kaufmännisch“! Warum soll ein Brief nicht „echt kaufmännisch“ aussehen? Er soll sogar echt kaufmännisch aussehen, wenn er von einem Kaufmann ist. Aber die Kennzeichen eines Stils, einer Standessprache sollen irgendwie innerlich berechtigt sein und gegen die Regeln der Sprachlehre wenigstens nicht mehr als nötig verstoßen. Der Soldat darf knapp schreiben, der Beamte würdig, der Gelehrte weitläufig, der Künstler kühn, der Kaufmann höflich, aber warum soll der Kaufmann sagen: „und habe ich“, wenn „unsere besten Schriftsteller“ auf der einen Seite und auf der andern Seite der Mann, der weiter nichts hat als seinen gesunden Menschenverstand und eine tüchtige Volksschulbildung, sagen „und ich habe“? Diese Wortstellung widerspricht nun einmal, mag sie auch seit tausend Jahren im Deutschen ihr Dasein fristen und sogar bei Luther auftauchen, heute dem Gefühl des sprachlich unverbildeten und des gebildeten Menschen und das ganz ohne Not. Es mögen sprachgeschichtliche Ueberlieferungen unbewußt mitwirken, stärker wirkt dabei wohl eine grammatikalische Verwechselung zwischen Bindewort und Umstandswort, dazu die Eitelkeit, die glücklich ist, irgend etwas „Extraes“ zu haben, und dann freilich auch die kaufmännische Höflichkeit, die den Satzgegenstand „ich“ so weit als möglich zurückzieht bis zum „grammatikalischen Selbstmord“, der völligen Weglassung; das ist aber mehr höfisch als höflich. Sprech = Natur und Sprech = Kunst, Bauer und Dichter verhalten sich hier gleich, — wir ändern „je nach Vorliebe“!

Im Amtsstil scheint also die Umstellung wirklich im Rückgang zu sein, und vor zehn Jahren fand Engel schon, daß „gebildete Kaufleute“ „schon nicht mehr“ so schreiben. Jeder von uns hat Gelegenheit, im eigenen Sprachgebrauch und durch Beeinflussung anderer an der Ausrottung dieses Bürobazillus mitzuwirken; der Fall ist erfreulich als Beispiel dafür, daß doch „etwas zu machen“ ist, d. h. daß man die Sprache beeinflussen kann, und wenn's dabei einmal etwas verb zugeht wie bei Wustmann — ein kräftiger Tadel des Schlechten wirkt gelegentlich stärker als hundert Beispiele des Guten. Ist die Umstellung im Amtsstil darum verschwunden, weil die heutigen Beamten mehr „beste Schriftsteller“ lesen als ihre Vorgänger?

Gelegentlich noch etwas Grundsätzliches über „Sprachschulmeisterei“ und „Sprachpolizei“. Zum Schlusse nur ein fröhliches Beispiel der Umstellung aus Engels „Stil-kunst“: (Aus einem Manöverbericht) „Uebrigens ziehen schon vorher unsere Jägerpatrouillen aus und säubern die diensttuenden Offiziere und Feldwebel (nämlich:) das Gelände.“

Deutschschweizerische Schule Muralto-Locarno.

Dem letzten Jahresbericht dieser Schule und persönlichen Mitteilungen ihres Vorsitzenden entnehmen wir, daß die Schülerzahl von 40—45 rasch auf 65—70 gestiegen ist und letztes Jahr 65 betrug, von denen nur 5 Ausländer waren. Für diese Schülerzahl sollte eine dritte Lehrkraft und ein drittes Schulzimmer beschafft werden. Der Schulverein hatte aber bisher Mühe genug, die Betriebskosten zu decken; die Gemeinde Muralto, die ihr bisher unentgeltlich zwei Schulzimmer zur Verfügung gestellt hat, kann wegen eigenen Platzmangels auch nicht weiter gehen. Die einzige Aushilfe ist ein Schulhausbau, womöglich gemeinsam mit der Schulgemeinde Muralto; für die Beschaffung des Geldes erwies sich als einziges Mittel eine Lotterie. Der Vertrag mit der Unionbank A.-G. in Bern gewährleistet dem Schulverein einen Reingewinn von 120,000 Franken; die Bürgschaftssumme für richtige Durchführung ist in Vellenz hinterlegt worden. Leider haben gerade die größten deutschschweizerischen Kantone, Zürich und Bern, die Bewilligung zum Losverkauf nicht erteilt, so daß der Vertrieb sehr langsam vor sich geht. Das Los kostet 1 Franken, eine Serie von 5 Losen (zu 5 Franken) enthält ein Los mit Fr. 1.50 Gewinn und ein Los, das an der zweiten Ziehung bei der Verteilung der Hauptgewinne von 5 bis 20,000 Franken teilnimmt. Den Losverkauf besorgt die Unionbank A.-G. in Bern.

Allerlei sprachliche Bemerkungen.

Eindruck und Einfluß. Wie oft werden in Schulauf-sätzen diese beiden Wörter verwechselt! Man kann z. B. lesen: „Die Nachricht hat einen großen Einfluß auf mich ausgeübt“ statt: „einen großen Eindruck gemacht“. Häufig wird auch das falsche Zeitwort gesetzt: „einen großen Eindruck ausgeübt“. Einen Eindruck m a c h t man, einen Einfluß ü b t man a u s. Ist das ein Zufall oder liegt es in den Wörtern selbst? Suchen wir einmal das Bild festzuhalten. „Einen Eindruck machen“ heißt eigentlich auf einen Gegenstand drücken, daß die Spuren daran sichtbar sind, z. B. die Fingerspuren auf einer weichen Masse, wie etwa Lehm. Diese Spuren können wieder getilgt werden. Der Eindruck ist also etwas Augenblickliches, Vorübergehendes. Einen Einfluß übt z. B. der Lehrer auf den Schüler aus, indem gleichsam sein Geist auf ihn hinüberfließt. Es ist also etwas Bleibendes; daher auch das kräftigere Zeitwort. Suchen wir, allen Leuten einen guten Eindruck zu machen und auf viele einen guten Einfluß auszuüben!

H. St.

An leichtem Stabe.

So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

So lesen wir in Schillers „Kranichen des Jbykus“. Sollte es nicht heißen: „am leichten Stabe“? Gewiß würde das manchen Leuten ihr in diesem Punkte mangelhaftes Sprachgefühl nicht verbieten. „Im schwarzen, flatternden Gewande durchzog sie die Länder“, schreibt Prof. Dr. R. Steck, ein sonst guter Stilist, von der ihre Tochter Proserpina suchenden Göttin Ceres (Schweiz. Reformblätter 1919, Nr. 17, S. 130). Karl Bleibtreu sagt (Jena und andere Novellen, Reclam, S. 7): „Im leidlichen Französisch“. „Nicht nötig, Herr General“, erwiderte der Pre-